

**Filmbesprechungen von Oliver Schumann
bis einschließlich 2005**

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Jarhead – Willkommen im Dreck	2
Stealth. Unter dem Radar	4
Team America	7
KUNG FU HUSTLE.....	8
Paradise now.....	9
Sahara.....	10
Krieg der Welten.....	12
Best Laid Plans	16
Heimweg	17
Intimacy.....	18
The Yards - Im Hinterhof der Macht	19
Mein erstes Wunder	20
Rufmord – Jenseits der Moral	21
Die Passion Christi.....	22
Unterwegs nach Cold Mountain	23
Die Entdeckung des Himmels	24
City of God.....	25
The Green Mile.....	26
Der Patriot	27
Shaft	30
Boiler Room	31
House on Haunted Hill.....	33
Playing by Heart	34
Erin Brockovitch.....	35
Hotel Rwanda	37

Jarhead – Willkommen im Dreck

USA 2005

Regie: Sam Mendes

Hamburg, 26.11.2005

Missachten wir ganz einfach den Titel von Sam Mendes' neuem Film. Außer der Unverwechselbarkeit des Begriffs JARHEAD (etwa »Hohlkopf«) lässt sich dieser kaum 1:1 ins Deutsche übertragen. Und die Unterzeile ist (leider) lediglich marktschreierisch. Beachten wir jedoch dieses profunde Werk, das aufgrund seiner Entstehung und Thematik etwas Neues zeigt, bzw. das Genre des Militärfilms – um nicht zu sagen: des Kriegs-/Antikriegsfilms – weiter entwickelt.

Mendes (American Beauty, Road to Perdition) beweist Geschick bei seiner Stoffauswahl. Er entscheidet sich für einen Bestseller des Jahres 2003 (in den USA) als Drehbuchvorlage. Wie er sagt: »Ein Buch wie kein anderes über einen Krieg wie kein anderer...«. Es handelt sich um Erinnerungen an Erlebnisse vor, während und nach dem ersten Golf-Krieg von Anthony Swofford. Dieser war gerade 20 Jahre alt geworden, als er mit seiner Einheit innerhalb eines frühen Kontingents US-amerikanischer Streitkräfte im August 1990 nach Saudi Arabien verlegt wurde. Swofford, im Film kurz Swoff genannt und von Jake Gyllenhaal (>Donnie Darko) dargestellt, ist wie seine gleichaltrigen Kameraden als Scharfschütze ausgebildet. Gemeinsam mit Allen Troy (Peter Saarsgaard, Flightplan) beschreibt er ein festes Operationsteam. Geführt wird der Platoon (die Einheit) von Staff Sergeant Sykes (Jamie Foxx, Ray, Stealth). Und: Sie alle sind US-Marines.

Das hört sich nicht außergewöhnlich an, erweist sich bei genauerer Betrachtung jedoch als eine höchst interessante, neugierig machende Ausgangslage. Nicht nur blieb die öffentliche Rezeption vom ersten Golfkrieg fast gänzlich auf jene zigfach zitierten TV-Bilder präzisionstreffender Marschflugkörper und lodernder Ölquellen beschränkt, auch gelten die Marines als eine Elitetruppe mit besonders verinnerlichtem Berufs- und Gemeinschaftsethos. Zudem haben wir es mit jener Altersgruppe zu tun, die schon naturgegeben ihren oft unbändigen »Sturm und Drang« leben und ausleben will/muss. Dies ausgerechnet als Sniper, also als Scharfschützen, denen selbst eigene Militärangehörige für gewöhnlich ausgesprochen ablehnend oder distanziert gegenüberstehen.

Aber genau diese Mischung ist es schließlich, die Anthony Swoffords Buch zum Bestseller hat werden lassen, eben und gerade in den USA. Seine Beobachtung der eigenen Situation in außergewöhnlichen Umständen, sowie der einer Weltöffentlichkeit bekannt gewordenen Ereignisse, werden für Mendes zur verfilmungswürdigen Vorlage. Die Qualität in Swoffords Erinnerungen liegt in der ungeschönten und unheroischen Schilderung seiner Militärkarriere mit dem besonderen Blick auf die Ruhe vor dem Sturm und deren Auswirkungen während des besagten Krieges. An dieser Stelle wird deutlich, dass der »Plot« aus dem bekannten Erzählschema ausbricht. Und zu Recht darf man jetzt vermuten, dass der Film ambivalent

**Filmbesprechungen von Oliver Schumann
bis einschließlich 2005**

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

sein muss und so manchem Gewohnheitsseher deswegen, als auch aus Gründen fehlender dramaturgischer Statik und fehlender Action, eine deutliche Angriffsfläche für Negativkritik bieten wird.

Mendes hält sich offensichtlich an die im Buch eindringlich evozierte Mischung aus Langeweile, Aufregung, Furcht, Sehnsucht, Traurigkeit, Gewalt und Kameradschaft. Die Geschichte ist eine von persönlicher Reifung, weit mehr als eine von Nervenkitzel und Spannung. Zugleich bietet das (Kriegs)Setting, insbesondere das der mondlandschaftlichen Geographie der unendlich wirkenden Wüste, einen extremen Hintergrund, vor dem die spezifisch militärischen Aspekte der Erwartung eines Angriffs, des Trainings der Scharfschützen, des Rhythmus der Langeweile, der Trennung von Heim und Freundin/Frau (es gab seinerzeit weder Soldatinnen noch Internet vor Ort), der zunehmenden physischen und psychischen Belastungen sowie des Machismo und der Kameradschaft unter den Leidensgenossen, umso grotesker wirken. Kultur verliert zugunsten biologisch-elementarer Grundbedürfnisse, die für ein Weiter-Leben immer mehr an Bedeutung gewinnen. Nahrungsaufnahme und Stoffwechsel, sexuelle Triebabfuhr, Stressabbau, körperliche Ertüchtigung und – im Spiegel des Selbsterhaltungstriebes – der Focus auf einen wertlosen, weil anonym-unbekannten Feind, bestimmen das soldatische Sein. Die Innenwelt liegt im Chaos, die Außenwelt ist leer und letal.

Mendes erzählt von einer Menge Absurditäten, nicht von Heldenmut und Großtaten. Sein Thema ist der innere Konflikt im Schatten eines äußeren Zwanges. Er zeigt die menschlichen Schwächen und Fehler ebenso wie den Willen zu verstehen, zu nützen und zu lieben. Das was er zeigt irritiert, weil er nicht ein Schwarz-Weiß mit Identifikationsmöglichkeit bietet, sondern weil er im Grau bleibt und Distanz schafft. Auch das verleitet zu negativer Kritik (ganz zu schweigen vom Aufruhr empörter US-Militärangehöriger). Aber genau das ist etwas Neues, zumindest für das Genre. Und genau das macht Jarhead zu einem intelligenten und nuancierten Statement gegen die Kriegsmaschinerie und jede militärische Auseinandersetzung.

Stealth. Unter dem Radar

USA 2005

Regie: Rob Cohen

Hamburg, 07.09.2005

Achtung, es folgt ein Verriss! Ich sage das so deutlich, weniger weil sich naturgemäß Spoiler in den Text einreihen, sondern weil der vorliegende patriotische US-Militär-Technik-Action-Streifen in europäischen Augen (und nicht nur diesen) schnell zu schwer erträglichem Superpower-Eigenlob wird. Dem potentiellen Kinogänger wird die Werbung zu Rob Cohens aktuellem Film (er drehte u.a. "The Fast and The Furious") deutlich vermittelt haben, um welches Genre es sich handelt. Das zu wissen ist insofern von Vorteil, als es auch hierzulande längst kein Geheimnis mehr ist, dass das Pentagon nur solche Filme großzügig mit Materialüberlassung und Nutzungsgenehmigungen der US-Armee fördert, deren Inhalte den Herren in Washington D.C. genehm sind. Also kann sich der aufmerksame Trailerbetrachter bereits ausmalen, aus welcher Ecke der ideologische Wind weht. Stealth ist ein Produkt, das die technische Überlegenheit der US-Kriegsmaschinerie bis in die Absurdität feiert und das Ethos des motivierten Kämpfsoldaten als zentralen Wert funktionierender Streitkräfte hervorkehrt.

Drei Offiziere, eine Frau und zwei Männer (Jessica Biehl, Jamie Foxx, Josh Lucas), sind aus Hunderten von Bewerbern für ein Air-Force Sonderprogramm ausgewählt worden, wie uns per Texteinblendung zu Beginn des Films mitgeteilt wird. Unter ihrem direkten Vorgesetzten Capt. George Cummings (Sam Shepard) sind sie die besten Stealth-Piloten der US-Marine mit Basis auf dem Flugzeugträger »USS Abraham Lincoln«, der im Philippinischen Meer operiert. Als Dreierstaffel sind sie unschlagbar im Luft-Boden-Kampf; - auch das wird dem Zuschauer eindrucksvoll in einer Eingangssequenz demonstriert.

Diese Szenen etablieren die Protagonisten, die Geschichte baut sich um die militärischen Leistungsträger der stets aktuellen Auseinandersetzung von Gut gegen Böse – hochmotivierte, belastbare und bestausgebildete Piloten in State-Of-The-Art-Technik. Nach der Exposition setzt zwangsläufig die Dramaturgie des Drehbuchs den Hebel an: Das geheime Sonderprogramm hält einen weiteren, einen vierten Partner für das Dreiergespann bereit, eine hochgerüstete Drohne, ein fliegendes Superhirn, ein neuer Typ Stealth, der alles bisher dagewesene in den Schatten stellen soll. Zunächst ergibt sich, auch innerhalb des Plots, die nicht uninteressante Frage nach dem Konflikt von Mensch vs. Maschine, Emotion vs. Funktion, Werkzeug (Waffensystem Kampfjet) vs. Verselbständigung (HAL lässt – später noch kräftig – grüßen). Doch der Film vermittelt alsbald in ganz anderen Bereichen sein Anliegen. Eine gemeinsame Übungsmission der nun vier fliegenden Kampfeinheiten gerät plötzlich zu einem (ersten) Einsatz gegen den Weltterrorismus! In Rangoon (es müsste Yangon heißen), der Hauptstadt Myanmars, wollen sich Topp-Bösewichte in einem besonders geschützten Hauptquartier (leeres Hochhaus mit gepanzerter Dachetage) konspirativ versammeln. Es gilt nun die Pan-Kriminellen auszuschalten, und zwar ohne

**Filmbesprechungen von Oliver Schumann
bis einschließlich 2005**

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

dass ein Einsturz des Gebäudes die umliegende Wohngegend in Mitleidenschaft zieht. Dies gelingt trotz widriger Gegebenheiten dem Staffelführer (Josh Lucas) in einer fliegerischen Meisterleistung. EDI, wie der fliegende Supercomputer (das HAL-Äquivalent) abgekürzt getauft ist, bleibt einstweilen noch außen vor. Auf dem Rückflug jedoch, kurz vor der nächtlichen Ankunft auf der schwimmenden Heimatbasis, bei sturm- und regengepeitschter See, wird EDI von einem Blitz getroffen. Das Superhirn entwickelt fortan ein Eigenleben, über das weder der ebenfalls schiffsbasierte Systemspezialist (im Look eines studentischen Hackers), noch später EDIs Schöpfer selbst (ein IT-Tycoon in Seattle) Herr werden können, respektive wollen.

Für die Dauer von EDIs Check-Up dürfen die drei Staffel-Helden Urlaub in Thailand genießen. Dabei kommen sich Ben (Josh) und Kara (Jessica) näher, während Henry (Jamie), der virile Schwarze in der Gruppe, sich kurzerhand eine fescbe Thai anlacht und ihr etwas über die Schönheit der Welt am Boden vorschwärmt. Der schnell wiederhergestellte EDI ist Anlass, den Urlaub abrupt zu beenden, und dann kommt es richtig dicke. Der nächste Einsatz wartet und er ist ernst, sehr ernst: die Staffel erhält den Befehl Nuklearsprengköpfe in den Händen einer abtrünnigen Ex-Sowjetrepublik – die sehr an Afghanistan erinnert – unschädlich zu machen. Da sich jedoch bei der Aufklärung des in den Bergen versteckten Zielorts zeigt, dass eine Atomexplosion eine Kleinstadt in unmittelbarer Nachbarschaft (im nächsten Tal, in Pakistan) mit atomarem Fallout überziehen wird und mithin Tausende von unschuldigen Opfern zu befürchten sind, bekommen unsere Mustersoldaten Skrupel und drehen entgegen ihrer Order ab. Nicht so EDI. Die Drohne folgt ihrer eigenen rationalen Logik und führt den ursprünglichen Befehl aus, - mit allen vorhergesehenen Folgen. Die Staffel wird auf den Flugzeugträger zurückbeordert, EDI will nicht und wird dadurch selbst Ziel einer Elimination, bei deren stümperhaftem Versuch (dichter Verfolgungsflug durch Gebirgsschluchten) der afroamerikanische Pilot Henry gegen eine Felswand schmettert, - in Zeitlupe.

Ab hier schlägt der Film die tollsten Kapriolen, zusammengefasst etwa so: EDI lässt sich nicht fangen (wie auch) und sucht sich ein neues Ziel, eine vermutete Geheimbasis in Sibirien. Jetzt muss plötzlich das alte Feindbild erhalten, denn die Russen schicken zwei, drei Abfangjäger, die nicht lange, um nicht zu sagen gar nicht, diskutieren! Unsere übrig gebliebenen Helden gehen dank Teamwork – inklusive abtrünniger HAL-Verschnitt (er/es kämpft ja doch auf der Seite der Guten) – siegreich aus dem Luftkampf hervor, jedoch nicht ohne Kratzer. Die Pilotin stürzt über Nordkorea ab und muss sich allein zur Grenze des Bündnispartners weiter südlich durchschlagen. Staffelführer Ben und Drohne EDI liefern sich Verfolgungsflüge mit Knall und Peng, um es letztlich in Einsicht und gemeinsam zu einem Geheimstützpunkt in Alaska zu schaffen, wo man (Capt. Cummings mit Verbindung zu einem dubiosen Politiker in D.C. steckt dahinter) danach trachtet, Soldat wie Superjet aus der Welt zu schaffen.

**Filmbesprechungen von Oliver Schumann
bis einschließlich 2005**

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Doch die Gefahr wird schnell von Ben durchschaut und vereitelt. Held und künstliche Intelligenz arbeiten/fliegen zusammen, um die im Stich gelassene Kameradin in Nordkorea zu retten, nachdem EDIs Schöpfer es nicht übers Herz brachte, seine inzwischen empfindende(!) Softwarekreation zu löschen. Die Machenschaften des überambitionierten Operationschefs (Cummings) auf dem Fugzeugträger sind inzwischen aufgefliegen, woraufhin sich der gescheiterte Militär erschießt. Die Krönung des Ganzen folgt im Kulminationspunkt der dramaturgischen Konstruktion: EDI, der ja das Fühlen gelernt hat, opfert sich für seine Kameraden aus Fleisch und Blut, in dem er Selbstmord begeht! Um das latente Liebespaar zu retten (im Grenzstreifen zwischen Nord- und Südkorea), stößt der Hyperjet mutwillig mit einem nachrückenden Helikopter der kommunistischen Häscher zusammen.

Schmankerl und I-Tüpfelchen des unvermeidlichen Happy End: unsere übrig gebliebenen Fliegerasse Ben und Kara werden ein Paar, denn sie haben sich schließlich schon von Beginn an geliebt, nur ohne sich das einzugestehen. Ein sich selbst opferndes Fluggerät; ein Computer, der das Fühlen lernt; ein Schwarzer, der dran glauben muss, vielleicht, weil er moralisch nicht integer ist (promiskuitive Lebensführung); Skrupel vor Kollateralschäden; klischeehafte Feindbilder; selbstverständliche menschliche und technische Überlegenheit; dies alles und weitere Details sind hanebüchen und können nicht anders, denn als ideologische Meinungsmache gelesen werden. Die Botschaft ist klar: Die US-amerikanische Streitmacht ist omnipotent, weit überlegen und gegen äußere und innere Feinde unerbittlich und konsequent. Präemptive Einsätze sind notwendig und legitim, solange sie ethisch und humanitär vertretbar sind. Der geschulte Kämpfer bildet die Säule des tugendhaften Strebens nach Freiheit und Gerechtigkeit, doch wo gehobelt wird müssen Späne fallen. Vielleicht kann dieses Propagandawerk den einen oder anderen Patrioten innerhalb der einheimischen Zielgruppe dazu verleiten, sich der Air-Force anzuschließen? Den mündigen, politisch bewussten Weltbürger jedoch wird selbst das filmtechnisch hochwertige Handwerk dieser glatten Hollywoodproduktion nicht versöhnen.

Team America

USA 2004

Regie: Trey Parker

Hamburg, 01.12.2004

Was erhält man, wenn man die Kunst des Marionettentheaters (Augsburger Puppenkiste) mit der globalen Action der (original) "Thunderbirds" und dem Geist von "South Park" mischt? Antwort: dieses subversive Puppenspektakel "à la Jerry Bruckheimer". Zügel- und respektlos bedient sich die US-Satire des aktuellen politischen (Vorwahl-) Klimas [2004], ohne jedoch auf heimische Politikeridentitäten zurückzugreifen. Ein Team von 5 Agenten spielt Welt-Polizei in einem globalen Antiterrorkampf. Sie hinterlassen bei ihren Einsätzen eine Spur der Verwüstung und bewirken so eine nationale Protestwelle, angeführt von der "Film Actors Guild". Wer sehen will, wie Hans Blix von Haien gefressen wird, wie Michael Moore sich in die Luft jagt oder wie Marionetten Sex haben, der sollte fix ein Ticket ordern.

KUNG FU HUSTLE

China, Hong Kong 2004

Regie: Stephen Chow

Hamburg, 19.04.2005

In Fernost ist KUNG FU HUSTLE längst zur erfolgreichsten Hong Kong-Filmproduktion avanciert. Feierte Multitalent Stephen Chow (Drehbuch, Produktion, Regie und Hauptdarsteller) schon mit SHAOLIN KICKERS einen enormen Erfolg, so kann er mit diesem Spektakel seinen Fußball-Comic-Trash definitiv toppen! Angesiedelt im Shanghai der 1940er Jahre verfolgen wir die Auseinandersetzung des berüchtigt-brutalen Stadtmobs, der Axt-Gang, mit den harmlos, wenn nicht gar vertrottelt wirkenden Mietern eines Wohnblocks mit dem Namen "Schweinstallgasse". Den Stein ins Rollen bringt der Möchtegern-Ganove Sing (Chow), der mit seinem Kumpel Gu unbedingt Bandenmitglied werden will und meint, er könne im Schweinstall-Wohnblock schon mal seine (nicht wirklich vorhandenen) kriminellen Energien testen. Einige der Anwohner sind jedoch »pensionierte« Kung Fu Legenden. Kein Wunder, dass die Auseinandersetzung schnell und zunehmend eskaliert. KUNG FU HUSTLE ist in mehrfacher Hinsicht extremer Martial-Arts-Action-Fun: das hohe Maß an Brutalität wird durch die gewollt comic-hafte Überspitzung zuweilen klamaukiger Situationen konterkariert. Dies und die Erhöhung von (Körper)Kraft und (Kampf)Technik auf eine übermenschliche Metaebene kann nur mehr mittels ausgefeilter Tricktechnik dargestellt werden. Resultat ist ein schräges Potpourri, das zwischen surrealem Trash, Ulk und Kung Fu-Superlative pendelt. Chow bleibt sich dabei selbst treu, bis hin zu einer fast nur angedeuteten Liebesepisode. Man darf auf sein nächstes Projekt ausgesprochen gespannt sein.

Paradise now

Frankreich, BRD, Holland 2005

Regie: Abu-Assad

Hamburg, 19.04.2005

Trotz Berlinale-2005-Jubel und mehrmaliger Auszeichnung dieser mutigen Darstellung des extremsten Aspekts palästinensischen Intifadah-Terrors wird auch kritisiert: hier würde einseitig um Verständnis für »Massenmord« gebuhlt, heißt es. Doch wie könnte die »Sichtbarmachung des Unsichtbaren« (Regisseur Abu-Assad) anders sein als subjektiv? Dieser psychodramatische Politthriller zeigt das rein individuelle Schicksal zweier Selbstmordattentäter, das gleichwohl dem ritualisierten Mechanismus des Volksaufstandes gehorcht. Hier geht es nicht um religiösen Extremismus, sondern um den Alltag in der aktuellen Lebenssituation in Israel und der sich daraus ergebenden Vergeltung auf der Basis eines islamischen Rechtsverständnisses. Wenn der Film nun Diskussionen anstößt, dann ist es genau das, was der Regisseur beabsichtigte.

Sahara

USA 2005

Regie: Breck Eisner

Hamburg, 25.04.2005

Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob die Romane der »Dirk Pitt – Abenteuerreihe« von Autor Clive Cussler hierzulande eine große Verbreitung genießen oder vielen Lesern bekannt sind. In den USA sind diese Geschichten vermutlich ein Bestseller, und somit Grund genug vom Medium Kino in Beschlag genommen zu werden. So gibt es nun einen weiteren Abenteuerhelden, einen, von dem der Darsteller der Hauptfigur (Dirk Pitt) Matthew McConaughey sagt, er sei der Action-Hero unserer Zeit. Augenfällig ist vor allem eines: Dieser Held ist durch und durch US-Amerikaner in der klassisch-perfektionistischen Role-Model Prägung unseres westlichen Kulturraums. Er wirkt dadurch als Projektionsfläche und bindet alle Eigenschaften eines in seinem Agieren erfolgreichen Übermenschen. Er steht gleichzeitig als Topos für eine dynamisch handelnde Entität, die zielgerichtet und egozentrisch nach Prosperität strebt. Auf seinem Weg dorthin unterscheidet er schlicht in Gut und Böse, um nach getroffener Wahl bis zum Erreichen seines selbstgesteckten Ziels recht skrupellos zu funktionieren. Übergeordnete Autoritäten werden dabei missachtet, Fragen nach Moral und Ethik werden nicht gestellt. Pitt handelt eigentlich immer aus der Position der Selbstverteidigung. Geld und Logistik spielen keine Rolle. Alles ist möglich, so weit es dem Handlungsfortschritt dient, und natürlich darf hier nicht enttäuscht werden, – der Erfolg, der in dieser Episode ein multipler sein wird (s.u.), ist garantiert. Denn nur so wirkt das Abenteuer befriedigend und eröffnet eine Option auf Fortsetzung.

Mit Matthew McConaughey wurde ein Schauspieler gecastet, der zur Riege der sportlichen Sunnyboys unter den Hollywood-Stars zu zählen ist. Er hat ein Alter erreicht, mit dem er einen erfahrenen Haudegen als jugendlichen Siegertypen darstellen kann. Der physischen Erscheinung des sonnengebräunten Athleten, der draufgängerisch furchtlos auch heftigste Bodychecks mit einem strahlend-weißen Lächeln wegsteckt, entspricht die Furchtlosigkeit, Coolness und das Selbstbewusstsein eines Unfehlbaren, den eben nichts – weder physisch noch mental – aus der selbstgefälligen Gelassenheit drängen kann. Dirk Pitt gleicht somit einem globalen Mcgyver. Er ist darüber hinaus weniger Frauenheld als James Bond und patriotischer als Indiana Jones. Er definiert sich als juveniler Buddy-Typ, an dessen Seite sein Langzeitfreund (seit Kindergarten) Al Giordino (Steve Zahn) durch dick und dünn marschiert. Al fungiert dabei eindeutig als Comic-Relief Charakter. Steve Zahn ist eine gute Besetzung für diese Rolle, denn er steht physisch definitiv im Schatten von McConaughey. Sein Charakter webt Aspekte des Komischen und Schwächlichen in alle möglichen Situationen ein, um den Helden Pitt körperlich und geistig glänzen zu lassen.

Als Dritte im Bunde – zumindest in diesem Abenteuer – agiert Dr. Eva Rojas (Penelope Cruz), die eine selbstbewusste und kompetente WHO-

**Filmbesprechungen von Oliver Schumann
bis einschließlich 2005**

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Ärztin darstellt, die in Nigeria ihren Dienst versieht. Erst am Ende des Films erfüllt sich die nur leicht angedeutete emotionale Beziehung von Held und Frau (der einzigen). Dann, offensichtlich länger nachdem das Abenteuer ausgestanden ist, wird zuhause bei Eva im kalifornischen Monterey, sportliche Zweisamkeit zugelassen. Hier endet der Film.

Zur Story: die Privatorganisation NUMA (National Underwater and Marine Agency), zu der Pitt und Giordino gehören, ist eine Gruppe von Wissenschaftlern, Abenteurern und Schatzsuchern, die weltweit nach verlorenen und untergegangenen Antiquitäten sucht. Ihre Basis ist ein Forschungsschiff, geführt wird die Truppe von Ex-Admiral James Sandecker (William H. Macy). Die aktuelle Schatzsuche hat sie an die Küste Nigerias verschlagen, bevor es nach Australien weitergehen soll. Pitt entdeckt einen Hinweis auf ein im Jahre 1864 verschollenes Panzerschiff des Amerikanischen Bürgerkriegs, auf dessen Fährte er sich schon lange befindet. Das Abenteuer beginnt und somit eine Odyssee der Protagonisten von Nigeria, über den Niger-Fluss nach Mali und weiter nach Norden bis in die Wüste Sahara. Die Erfolgsbilanz kann sich am Ende sehen lassen: Das Panzerschiff samt Goldschatz (Münzen) ist gefunden, der Schatz geborgen (ohne es jedweden Behörden mitzuteilen), ein verbrecherischer Diktator (in Mali) getötet, dessen Land vermutlich gänzlich von der Knechtschaft befreit, einer globalen Umweltverseuchung (Wasser) ist Einhalt geboten, ein krimineller französischer Geschäftsmann wurde durch Selbstjustiz abgestraft, und – last, not least – der Held bekommt als “Belohnung³ die schöne und passende Frau.

Fazit: die Bilder sind zum Teil sehr imposant und ästhetisch ansprechend (interessante Locations), die Effekte gut gemacht und eingebunden. Der unaufdringliche Filmscore (Clint Mansell) wird durch Rock-Klassiker der 70er-80er Jahre an den richtigen Stellen aufgepeppt. Besondere Kritik gilt dem Schnitt und dem lückenhaften Drehbuch. Der Regisseur Breck Eisner hat mit seinem Debütfilm eine solide Arbeit abgeliefert. Die Romanadaption funktioniert als zeitgemäßer Genrefilm, der es jedoch nicht schafft vom Klischee und Holzhammer-Heroismus abzurücken. Ein Film für vor allem männliche, hormongepuschte Teenager, für die Logik und Ursache-Wirkprinzip noch keine Bedeutung haben.

Krieg der Welten

USA 2005

Regie: Steven Spielberg

Hamburg, 29.06.2005

Steven Spielberg – kein Novize im Genre des Science Fiction (E.T.-Der Außerirdische, Unheimliche Begegnung der dritten Art, Minority Report) – hatte sich für sein neuestes Werk, einer Adaption von H.G. Wells gleichnamigen Roman aus dem Jahre 1898, zwei Vorgaben gesteckt. Er wollte Wells Geschichte in die aktuelle Gegenwart transportieren und dem Ursprungswerk dabei treu bleiben, und er wollte das Drama der Welteroberung, oder besser, der Weltzerstörung durch unbekannte Außerirdische, aus der Sicht des »kleinen Mannes« erzählen. Beide Prämissen sind eng miteinander verknüpft, beide Vorgaben hat Spielberg eingelöst. Ob das Ergebnis innovativ und zeitgemäß ist, darf zu Recht bezweifelt werden.

Die Quelle:

H.G. Wells Roman muss vor über hundert Jahren innovativ und äußerst drastisch gewirkt haben. Das Genre war jung, sehr jung, und Raumfahrt sowie Relativitätstheorie gab es noch nicht. Doch Wells ging es weniger um Physik und Technik, als vielmehr um die gesellschaftlichen Implikationen von Krieg, Eroberung und Vernichtung. Erschienen in einer Epoche mit sozialen Umbrüchen an der Schwelle der industriellen und naturwissenschaftlichen Revolution mag Wells ihr explosives Ende im Grauen des ersten Weltkriegs geahnt haben. Was wäre, wenn ein übermächtiger und erbarmungsloser Feind eine Invasion anstellen würde, und wie reagiert der ganz normale, unbescholtene Bürger auf so eine Notlage?

Der Feind und die Technik:

Die Antworten auf diese Fragen versucht uns Spielberg vor Augen zu führen und er tut es selbstverordnet- mit dem Wissensstand und der Phantasie von vor hundert Jahren: auf allen Kontinenten fahren (zunächst nicht gezeigte) dreibeinige Kreaturen auf oder eher in Blitzen in metallischen (?) Kapseln hinab INS Erdreich, um dort riesige, vor »Urzeiten« vergrabene Kampfmaschinen (ebenfalls dreibeinig) zu besetzen, damit sie mithilfe dieser die Welt zerstören und erobern können. Die Maschinen, Kampfroboter gleich, befreien sich also an die Erdoberfläche und beginnen unmittelbar damit, die sich in ihrer Nähe befindlichen Menschen wahllos mit einer Art Laserstrahl zu vaporisieren (Kleidungsstücke sind nicht betroffen!). Dieser Genozid wird begleitet von der Zerstörung der urbanen Infrastruktur durch immense Energiefreisetzung (deren Ursache uns nicht recht erschließt). Beides kündigt der Feind mittels eines metallisch-vibrierenden lauten Fanfarentons an, dessen Sinn offen bleibt (Kommunikation der Aliens, Warnung, Einschüchterung?). Später dann – in der nächsten Phase der Welteroberung – wird gezeigt, dass der Mensch oder/und sein Blut den E.T.s als Nahrung oder Treibstoff dient (in

der Originalfassung ist es der Menschenkörper, in der deutschen Version sein Blut). Unerklärt bleibt die Überwucherung der Landschaft mit einer schnell wachsenden, blattlosen, lianenartigen Wucherpflanze, die nicht grün sondern rot ist und damit in ihrer Erscheinungsform an ein Blutgefäßsystem erinnert. Trotz aller Blutassoziation (der menschliche Lebenssaft) wird nicht deutlich, wie die fremden Systeme mit dem humanen Treibstoff funktionieren. Das Unkraut mag durch Blut besser wachsen, reißt man einen Strunk davon ab, ergießt sich aber weder Blut noch plasma. Und die Maschinen? Sie verarbeiten ganz offensichtlich menschlich organisches Gewebe...

Das Militär muss die Erfahrung machen, dass dem übermächtigen Eindringling mit aller Art Explosiv- und Projektilwaffen nicht beizukommen ist, denn die Kampf-Dreibeiner benutzen einen sicheren Schutzschild, an dem alle Geschosse abprallen bzw. an deren Außenhülle jede Munition explodiert. Die Lage scheint aussichtslos.

Die vielen offenen Fragen der vorangegangenen Passage verweisen eindeutig auf den Schwachpunkt der Geschichte. Dies ist gewiss der Wellschen Vorlage geschuldet, doch damit fängt das technische Dilemma an. Wieso hat die raumfahrende Menschheit weder die vergrabenen Roboter, noch die Annäherung der Aliens bemerkt? Wieso ist die Attacke letztlich so banal, mit Lebewesen innerhalb von Robotern (und nicht mit ferngelenkten solchen), die sich zwar spektakulärer, aber eben konventioneller Feuerpower bedient? Was bewirkt das rote Gestrüpp? Was will E.T. mit der Erde, wenn diese komplett rot überwuchert ist?

Der Kern der Geschichte:

Die Antwort auf die Technikfrage mag sein, dass es Spielberg NICHT primär um den Budenzauber geht, den er nun mal mit dem Stoff »eingekauft« hat und der ihm als – sicher willkommenes – pop-kulturelles Vehikel dient. Sein Film kommt als Blockbuster (im Sinne des Wortes) daher, er ist es aber nur in der Anlage, nicht im Ergebnis. Spielberg geht es vielmehr, ganz wie dem Schöpfer der Story in 1898, um Charakterzeichnung. Es geht ihm um das Agieren und Reagieren des ordinären Bürgers in einer gesellschaftlichen Extremsituation, nämlich der des Krieges. Es verwundert nicht, dass die (überwiegenden) Szenen zur inneren Befindlichkeit der Protagonisten von der äußeren konkreten Rahmenbedingung abgekoppelt betrachtet werden können. Im Resultat sehen wir aus der subjektiven Position des Helden einen Kriegszustand mit all seinen Implikationen: Tod, Zerstörung, Ohnmacht, unbekannter Feind, Flucht, Angst, physische Gewalt. Die Science Fiction dieses Films erscheint als nur eine von mehreren Ebenen. Andere sind eben der Kriegszustand und das Familiendrama, gespickt mit Elementen von Gore (Horror im weiteren Sinne) und Suspense. Im Kern jedoch schimmert die Veränderung des Helden und dessen ganz persönliche innere und äußere Reise samt Erkenntnis.

Die starke Ebene:

Der Held im Film heißt Ray Ferrier. Ein Hafenarbeiter in den besten Jahren, der sich im Containerumschlag in NYC verdingt. Gespielt wird Ray von Tom Cruise, der uns einen einfachen Mann glaubwürdig präsentiert, indem Cruise an den richtigen Stellen gemäß der Bildung, Herkunft und Situation seiner Figur adäquat agiert (man hat den Mimen schon schematischer spielen sehen). Ray lebt allein in einem Reihenhaus in Newark, New Jersey. Er scheint nie recht erwachsen geworden zu sein. Als Beleg soll vermutlich der wilde Fahrstil mit seinem alten Ford Mustang in der Anfangssequenz dienen, gewiss aber gilt dafür die gescheiterte Ehe und zwei Kinder, Robbie (17) und Rachel (11) – gespielt von Justin Chatwin und Dakota Fanning (routiniert, wie man sie kennt!) –, zu denen er ein gebrochenes, distanziertes Verhältnis hat. Beide Kinder werden für das Wochenende bei Ray einquartiert, die Exfrau Mary Ann (Miranda Otto) will mit ihrem zweiten Mann nach Boston ihre Eltern besuchen. Diese Szenen sowie unbeholfene Vaterschaftsmomente bilden die Exposition. Kaum ist Mary Ann in den Nordwesten unterwegs, da bahnt sich in unmittelbarer Nachbarschaft von Rays Wohnort das Unheil mittels besagter Blitze an. Als die Kampfmaschinen ihren Vernichtungsfeldzug beginnen erkennt Ray seine beste Überlebenschance intuitiv richtig in der sofortigen Flucht mit seinen Kindern. Dazu stiehlt er das einzige fahrtüchtige Auto in der näheren Umgebung und schafft es zunächst aus der Gefahrenzone bis zum Haus Mary Anns. Von dort eilt die inkomplette Kleinfamilie am nächsten Morgen, nachdem nächtens eine Boing 747 quasi aufs Haus gestürzt war, weiter mit dem Ziel Boston, zu Kindsmutter und Großeltern. Spätestens hier ist der Film zur ungewissen Odyssee geworden. Ray wird angetrieben von der Prämisse der Selbsterhaltung, und motiviert vom Wert der väterlichen Verantwortung. Er verteidigt seine Nachkommen aber nicht allein aus Motiven der Tugend heraus, sondern aus einer inneren Erkenntnis, nämlich der von der Liebe zu den eigenen Kindern und darüber hinaus zur Ex-Frau; dies in der plötzlichen Konfrontation mit der imminenten Vernichtung des eigen Fleisch und Bluts (hier sowohl konkret wie abstrakt). Ray verändert sich. Die Heldentransformation ist DAS Thema, das klassische Thema eben. Und Spielberg zeigt hier sein Können. Indem er seine Protagonisten sich reiben lässt an und in den Situationen, die sich auf der Basis der alten Geschichte entwickeln. Und er macht es in einer Weise, die vom bekannten Schema abweicht und eben dadurch die evozierten Urreflexe von Selbsterhaltungstrieb und Beschützerinstinkt (was den Vater angeht) beim Zuschauer verstärkt. Spielberg bleibt nämlich eng bei seinem Helden und dessen Wahrnehmung der Umwelt, er zeigt den Horror konsequent aus subjektiver Sicht. So muss sich der Betrachter quasi mit Ray identifizieren, muss das Gesehene zwangsweise verinnerlichen und sich an Rays Stelle empfinden. Die stärksten Momente sind jene, in denen wir erleben, wie die Bedrohung und die physische Gefahr Ray in ein Verhalten drängt, das ihn immer mehr als Kämpfer für das Überleben seiner Tochter ausweist. Sein Dasein wird zu einer Mission: seine Tochter unversehrt zu ihrer in Boston vermuteten Mutter zu bringen. Wenn das keine Liebe ist. Eine Liebe, die er einst selbstgefällig verspielt hatte. Ray ist erwachsen geworden, Reife hat er

hingegen nicht erlangt. Er verliert jedes Maß an Verhältnismäßigkeit, eben seiner Tochter zuliebe, und wird zum Mörder. Ray bleibt seiner sozialen Herkunft und Stellung verhaftet, -Spielberg bleibt konsequent. Und dies belegt die Qualität des Regisseurs.

Schwachstellen:

Spielbergs Werk polarisiert vordergründig. Doch die Wahrheit liegt in der Mitte. Das Urmaterial bietet einen lediglich rudimentären dramaturgischen Spannungsbogen. Eine Familie flüchtet von A nach B aus Angst vor unaufhaltsamer Vernichtung. Werden sie es schaffen? Wird der Feind besiegt werden können (es wäre ein Spoiler das Ende zu verraten). Auf dieser doppelten Reise – der geographischen sowie der inneren (Erkenntnisgewinn) – kann es nur, ganz so, wie die Landschaft wechselt, Episoden mit diversen Prüfungen geben. Diese kommen zunächst von außen. Es geht aber auch, wie gezeigt, ganz besonders um den inneren Fortschritt. Spielberg versteht sein Handwerk, er meistert einzelne Passagen mit Bravour, bringt starke visuelle Topoi, die man jedoch als klassisch bezeichnen kann – sie wirken immer wieder. Dagegen stehen narrative Sprünge parallel zur Bewegung im Raum (in der Geographie) oder arg gedehnte Momente an anderen Stellen. Problematisch ist auch das abstrahiert gespiegelte Bild einer amerikanischen Straßengesellschaft mit entweder selbstverständlicher gegenseitiger Hilfestellung oder kompromisslosem Egoismus und Frontiergeist (jeder ist sich selbst der nächste). Das Militär wird völlig unkritisch als dem Bürger dienende Entität gezeigt, – in Anbetracht der Disposition, also letztlich wieder der Vorlage, mag man das jedoch tolerieren. Wo der Held angenehm unheroisch bleibt und weder Ruhm noch Ehre sucht, tritt der adoleszente Sohn an dessen Stelle und löst sich mit Gewalt vom Vater, um mit den Truppen zu kämpfen, oder doch wenigstens zu beobachten, wie die beiden Parteien gegeneinander bestehen. Ein nachvollziehbarer Zug, der jedoch einen schalen Beigeschmack in sich trägt (hier sollte wohl dem Bedürfnis der Hauptzielgruppe nach Patriotismus Tribut gezollt, oder die Dramaturgie der Plotline für die nachfolgende Episode verdichtet werden). Wenn man nun noch die Schwächen des oben beschriebenen SF-Settings hinzu addiert, dann muss man nach Sichtung des Films zu dem Schluss kommen, dass Spielbergs neuestes Werk eher eiert als rund läuft.

Fazit:

Nur Thrill und Beeindruckung, gute Effekte und gekonnte Cinematographie reichen nicht, um einen hochklassigen Film zu generieren. Ein Meisterwerk beinhaltet immer auch einen flüssigen Spannungsbogen und eine akzeptierbare Logik. Spielberg macht das Beste aus der Vorlage und ihren Figuren. Sein düsteres Spektakel bannt und unterhält, wenn ihm auch jede Leichtigkeit und jeder Humor abholt ist, -aber das war immerhin genau so gewollt. Ein wirklich großer, ein global beeindruckender Film ist KRIEG DER WELTEN nicht geworden. Wer im 21. Jahrhundert mit einem SF-Stoff glänzen will, sollte vielleicht keine Vorlage aus dem 19. Jahrhundert wählen. Oder sie anpassen und sich nicht zu eng an das Original halten.

Best Laid Plans

USA 1999

Regie: Mike Barker

Hamburg, 01.08.2000

Tropico ist ein trostloses Kaff und Nick (Alessandro Nivola) will weg, doch wovon? Mit der erwarteten Erbschaft seines just verschiedenen Vaters wird es nichts, der hatte Schulden. Da bietet man Nick den sicheren Coup. Was wie Peanuts beginnt wandelt sich in pure Bedrohung, denn nach mißglücktem Deal verlangt der Drogenboss seine 15.000 Dollar zurück. Nick hat eine Idee, die aber nur mit seiner neuen Freundin Lissa (Reese Witherspoon) funktioniert. Damit entfaltet sich ein raffiniert verwobener Suspense-Thriller um ausweglose Situationen und verzweifelte Maßnahmen, in dem alles anders kommt, als man denkt. Absolut sehenswert!

Heimweg

China 2000

Regie: Zhang Yimou

Hamburg, 01.08.2000

Luo Yusheng (S.H. Luo) fährt in sein Heimatdorf. Sein Vater, der hier immer einziger Lehrer war, ist gestorben. Während eines dreitägigen Aufenthaltes bespricht Yusheng mit seiner Mutter die Überführung des Toten aus der Kreisstadt. Meisterregisseur Zhang Yimou wählte diesen Rahmen, um in einer langen Rückblende die Begegnung von Yushengs Eltern Ende der 50er Jahre zu erzählen. In wunderschönen Bildern erhalten wir Einblick in das dörfliche China und erleben die romantische Geschichte einer stillen, doch unverbrüchlichen Liebe. Viel malerische Poesie, wenig Politik, einfach schön.

Intimacy

Frankreich 2001

Regie: Patrice Chéreau

Hamburg, 01.06.2001

Es geht gleich zur Sache: ein Mann bittet eine Frau in seine Wohnung, nach wenigen Worten überkommt es beide, sie haben Sex. Jeden Mittwoch wiederholt sich das Szenario, doch die wortlose Passion lässt sich nicht durchhalten. Aus der beabsichtigten Anonymität entwickelt sich eine Beziehung, als Jay (Mark Rylance) Claire's (Kerry Fox) Identität in Erfahrung bringt. Der diesjährige Berlinale Gewinner zeigt uns in unverhüllten Bildern zwei gebrochene Existenzen und ihr Scheitern bei dem Versuch mit unverbindlich-anonymem Sex der Gefühlserkaltung in unserer Massengesellschaft zu begegnen. Intimacy ist exemplarisch und intensiv menschlich.

The Yards - Im Hinterhof der Macht

USA 2001

Regie: James Gray

Hamburg, 01.06.2001

Gesellschaftsdrama in N.Y.C.: Hochkarätig besetzt verwöhnt dieser spannende Krimi mit intelligenter Tragik. Leo (Mark Wahlberg), der – just aus dem Knast entlassen – ein neues, anständiges Leben führen will, sucht Arbeit im Subway-Reparaturwerk seines Onkel Frank (James Caan). Die Verlockung auf das schnelle Geld, mit dem Leos bester Freund Willie (Joaquin Phoenix) auftrumpft, veranlasst den Geläuterten für Willie zu arbeiten. Leo gerät unerwartet schnell in einen Sumpf von Korruption, Bestechung und Sabotage und muß bald erkennen, dass er als Opferlamm erhalten soll. THE YARDS vereint als brillant erzählte Sozialchronik Elemente von Wirtschaftskriminalität, Freundesverrat und Entfremdung innerhalb der Familie.

Mein erstes Wunder

BRD 2003

Regie: Anne Wild

Hamburg, 01.05.2003

Der Plot von Anne Wild's Debüt-Kinofilm (sie schrieb auch das Buch nach einem authentischen Fall) ist schnell erzählt: die rebellische 11-jährige Dole (sehr präsent Henriette Confurius) freundet sich in den Ferien mit dem 40-jährigen Familienvater Hermann (Leonard Lansink) an. Beide halten nach dem Urlaub Kontakt. Sie empfinden eine besondere Zuneigung füreinander und brechen schließlich gemeinsam aus ihrem Umfeld aus. Das Besondere an diesem Film ist – neben der heiklen Thematik – seine Intensität und visuelle Poesie, mit denen es der Regisseurin gelingt jeglicher Spekulation den Nährboden zu entziehen und abseits voyeuristischer Klischees zu überzeugen. Diese sensible Erzählung einer »unmöglichen« Liebe ist mit dem Max-Ophüls-Preis 2003 ausgezeichnet worden.

Rufmord – Jenseits der Moral

USA 2002

Regie: Rod Lurie

Hamburg, 01.06.2002

Dieser oft verschobene Polithriller gewährt uns einen Einblick hinter die Kulissen des US-amerikanischen Machtzentrums. Es geht um die Benennung eines neuen Vizepräsidenten, ein Vorgang der nichts Besonderes an sich zu haben scheint. Doch mit der erstmaligen Berufung einer Frau, der Senatorin Hanson (Joan Allen) durch Präsident Evans (Jeff Bridges) beginnt ein spannendes Ränkespiel um Macht und Einfluß der großen Parteien und ihrer Schlüsselfiguren. Glänzend und kaum wieder zu erkennen begegnet uns Gary Oldman, der den erzkonservativen Republikaner Shelly Runyon verkörpert. Ein Stück spannendes Kino um die Manipulationen und Machenschaften in der amerikanischen Innenpolitik.

Die Passion Christi

USA 2003

Regie: Mel Gibson

Hamburg, 01.05.2004

Die Geschichte ist bekannt. Die Drehbuchvorlage findet sich hierzulande in vermutlich jedem zweiten Haushalt, mindestens. Es ist die Bibel selbst, genauer: die gesammelte Schilderung der Passionsgeschichte. Darüber hinaus konsultierte Mel Gibson zwei weitere Dokumente, welche ein gewichtiger Anlass für die heftigen Diskussionen um sein zweites Regiewerk nach "Braveheart" gewesen sein dürften. Es sind dies die Bücher zweier Nonnen aus dem 17., bzw. 19. Jahrhundert: "Die Stadt Gottes" der Spanierin Maria von Agreda und Anna Katharina Emmerichs "Das bittere Leiden unseres Herrn Jesus Christus". Das Problem: beide Texte gelten als antisemitisch, da sie die Juden als die eigentlichen Mörder Christi betrachten. Die Auseinandersetzung entzündete sich vor rund einem Jahr in den USA, nachdem der Presse eine Kopie des Drehbuchs zugespielt worden war. Sie fand ihren vorläufigen Höhepunkt mit der Veröffentlichung des Films am Aschermittwoch in den US-Kinos. Ende Februar dann griffen die deutschsprachigen Feuilletons den Diskurs um Cinematographie, Wirkung und Hintergründe des Projekts auf. In der Tat, kaum eine zweite der zahlreichen Verfilmungen über Jesus (die erste produzierten die Kinoerfinder Lumière bereits 1897!) wurde schon im Vorwege so umfangreich besprochen und kritisiert.

Kern der Diskussion blieb der Antisemitismusvorwurf, ein Umstand, den Gibson abstreitet. Doch sein öffentliches Verhalten und die Begleitumstände der Produktion lassen Zweifel zu. Zudem ist der Film durch und durch ein Kind des Regisseurs, er ist komplett privat finanziert und bringt Gibsons ganz persönliche Auslegung der letzten 12 Stunden in Jesu Leben zum Ausdruck, und die bestanden vor allem aus physischen Qualen. Wenn man nun weiß, das Gibson seit 1990 der katholisch-traditionalistischen Sekte "Catholic Church" angehört, die u.a. alle Päpste seit 1963 für illegitim erachtet, dann mag die hitzige Diskussion kaum verwundern. All das sollte Anlass genug sein, diesem sicher blutigsten aller Evangelienfilme ausgesprochen kritisch zu begegnen.

Unterwegs nach Cold Mountain

USA

2003

Regie:

Anthony

Minghella

Hamburg, 01.02.2004

Es buhlen dieser Wochen gleich 3 Western um die Gunst des geneigten Kinogängers. Nach "Open Range", einem klassischen und recht empfehlenswerten Genrevertreter von und mit Kevin Costner, und folgend auf den Ethno-Thriller "The Missing", beschert uns Hollywood ein Epos, das in den östlichen Staaten der USA zur Zeit des Bürgerkriegs angesiedelt ist. Um es vorwegzunehmen, der Film zielt mit seinem umfassenden Aufwand auf Furore, doch obgleich er seinem Anspruch gerecht zu werden scheint, mangelt es ihm doch an Überzeugungskraft. Ein Urteil, das sich erst nach dem Kinogang manifestiert.

Als Vorlage diente der 1997 veröffentlichte gleichnamige Bestseller von Charles Frazier. Er basiert auf tatsächlichen Figuren und Ereignissen, wobei die Handlung fiktiv ist. Kein Geringerer als der erfolgsverwöhnte Anthony Minghella (Der Englische Patient) schrieb das Drehbuch und inszenierte das Porträt einer kaum erfüllten Liebe, das durch den Umstand des amerikanischen Bürgerkriegs seine dramaturgische Dynamik entfaltet: 1861 begegnen sich unmittelbar vor dem Ausbruch der Kampfhandlungen Inman (Jude Law) und die Pfarrerstochter Ada (Nicole Kidman) in dem Dorf Cold Mountain, North Carolina. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Während Inman bald auf den Schlachtfeldern für die Konföderierten kämpfen muss, leidet Ada nach dem unerwarteten Tod ihres Vaters zunehmend unter den Kriegsauswirkungen und der terrorisierenden Bürgerwehr. Kaum genesen von einer schweren Verletzung desertiert Inman 1864 und begibt sich auf einen 300 Meilen weiten Fußmarsch Richtung Heimat, getrieben von der Hoffnung Ada wieder zu sehen. Eine gefährliche Odyssee beginnt, denn auch hinter der Front herrscht Chaos und Willkür.

Oft ist ein Roman besser als seine Verfilmung. Minghellas Werk ist weniger Epochengemälde, als ein Mix aus Abenteuerepisoden und Lovestory, was an der Garde der namhaften Schauspieler liegen mag. Sehenswert ist es dennoch.

Die Entdeckung des Himmels

England, Holland 2001

Regie: Jeroen Krabbé

Hamburg, 01.02.2002

Mit "Die Entdeckung des Himmels" liegt uns wahrlich die Erfolgsgeschichte eines Opus Magnus vor. Es handelt sich um die Verfilmung des 1992 in den Niederlanden veröffentlichten gleichnamigen Romans von Bestsellerautor Harry Mulisch. Allein in Deutschland verkaufte sich diese sehr komplexe, als nicht verfilmbar geltende Kulturgroteske mehr als 450.000 mal. Die sehr einfühlsam gelungene Verfilmung zählte in Holland über 600.000 Besucher und wurde so zu einem der erfolgreichsten europäischen Filme. Mulischs Werk ist sehr tiefgründig und streift ungemein viele Aspekte des menschlichen Miteinander im Rahmen einer westlich-christlichen Kulturtradition.

Die Schicksale der Freunde Max (Greg Wise), Onno (Stephen Fry), Ada (Flora Montgomery) und ihres Sohnes Quinten (Neil Newbon) im Holland der 70er und 80er Jahre ist eingefaßt in eine Rahmenhandlung, die im Himmel spielt: Gott will seinen biblischen Bund mit der mißratenen Menschheit lösen. Dazu muß der Vertrag mit Moses (die Zehn Gebote in Form der Steintafeln) von einem Menschen an den Himmel zurückgegeben werden. Einem jungen Engel wird der Auftrag erteilt, innerhalb von rund 17 Jahren die Vorgabe umzusetzen. Und der Engel benutzt unsere Protagonisten als Werkzeuge zur Durchführung des göttlichen Imperativs.

Wie das Buch, so bietet auch der Film ein facettenreiches Kaleidoskop an Stimmungen und Entwicklungen. Er ist romantisch, abenteuerlich, lustig, intelligent und transportiert die tiefere Sinnfrage der Vorlage nach der Bedeutung von Schicksal sowie religiösem Dogma. Jeroen Krabbé ist eine beeindruckende, mithin sehr unterhaltsame Literaturverfilmung gelungen.

City of God

Brasilien 2002

Regie: Fernando Meirelles

von Oliver Schumann

Hamburg, 28.05.2003

Unzweifelhaft ist dieser brasilianische Film einer der herausragendsten des Jahres, er wird sich seinen Platz unter den bedeutendsten Werken der Filmgeschichte sichern! "City of God" heißt das Armenviertel Rio de Janeiros, in dem sich diese Saga zuträgt. Zugleich ist es der Titel der Romanvorlage von Paulo Lins, der selbst dort aufgewachsen ist. Sein 600 Seiten umfassendes Buch beschreibt die Anfänge und den Aufschwung des Drogenhandels vor Ort. Es galt zunächst wegen seiner literarischen Fülle von über 100 Geschichten mit rund 300 Figuren als nicht verfilmbar, doch gelang es Drehbuchautor Mantovani durch Reduktion und vor allem durch die Etablierung der beobachtenden und erzählenden Figur des Buscapé (Alexandre Rodrigues) ein drehbares Skript zu schaffen. Entsprechend verdichtet der Film die Entstehung und – nach einem Zeitsprung – das Wirken von Dealerbanden ab Ende der 60er, bis in die frühen 80er Jahre hinein, und er zeigt uns das mit aller damit verbundenen Brutalität und Hoffnungslosigkeit.

Die oft sehr jungen Darsteller wurden in verschiedenen Slums rekrutiert, nicht zuletzt deshalb wirkt deren Spiel ausgesprochen authentisch und intensiv. Nach der etwa einjährigen Suche und Auswahl für den idealen, 110 Laienschauspieler umfassenden Cast, schlossen sich 8 Monate während Proben an, bevor die Dreharbeiten in zwei Favelas (die mit der tatsächlichen "Cidade de Deus" nicht identisch sind) begannen. Das Ergebnis ist ein dichtes, visuell modernes, dynamisches Epos, das mittels sich kreuzender Handlungsverläufe die traurigen Schicksale der Freunde und Altersgenossen Buscapés illustriert. Es eröffnet einen schonungslosen Blick in einen abgeschlossenen, nach eigenen Gesetzen funktionierenden Mikrokosmos, in dem Gewalt und Willkür der jugendlichen Drogenbosse den Alltag bestimmen. Das Thema dieses wuchtigen Films ist die "Verschwendung von Leben", wie Meirelles resümierte. Er läßt sich beinahe als Parabel für unsere heutige globale Entwicklung verstehen.

The Green Mile

USA 2000

Regie: Frank Darabont

Hamburg, 01.01.2000

Drei Stunden Stephen King! Man könnte meinen, das müsse des Guten zu viel sein, abgesehen von eingefleischten King-Fans, die sich vermutlich auf diese Umsetzung seines 6-bändigen Bestseller-Fortsetzungsromans (1996 in den USA veröffentlicht) freuen werden. In Anbetracht des Umfangs der Vorlage verwundert es vielleicht weniger, dass die filmische Adaption etwa so lange dauert, wie das eine oder andere großangelegte Leinwand-Epos. Doch was wir zu sehen bekommen wird zu keiner Zeit langatmig oder gar langweilig. Und obgleich dieses Werk weniger die Erwartungen an Horror und Geister bedient und überwiegend in den beengten Räumlichkeiten des Todestraktes eines Südstaatengefängnisses spielt, bleibt der Zuschauer gefangen von den Geschehnissen sowie der Entwicklung und Auflösung der Geschichte. Diese entfaltet sich über eine Rückblende: Der alte Paul Edgecomb (Dabbs Greer) vertraut einer Freundin, die mit ihm im selben Seniorenheim lebt, eine Passage seines Lebens als leitender Wärter (Tom Hanks) des Traktes für zum Tode verurteilte Strafgefangene an. Über das, was er damals erlebte, hat er über 60 Jahre lang kein Wort verloren. Diese Passage beginnt mit der Überstellung von John Coffey (Michael Clarke Duncan), einem mächtigen, muskelbepackten Afro-Amerikaner, der nicht nur äußerlich ein außergewöhnlicher Mensch ist, wie Edgecomb im Laufe der Zeit herausfindet. Der Hüne ist rechtskräftig zum Tode auf dem Elektrischen Stuhl verurteilt, man beschuldigt ihn zwei neunjährige Schwestern missbraucht und ermordet zu haben. Doch es wird immer deutlicher, dass Coffey ein einfacher, herzensguter Mensch ist und zudem über eine wunderliche, übernatürliche Gabe verfügt. Edgecomb beginnt mehr und mehr an der Schuld von Coffey zu zweifeln, doch der Hinrichtungstermin steht.

Dieser Film thematisiert nicht den so häufig gesehenen Wettlauf mit der Zeit, und er ist kein Werk, welches übersinnliche Fähigkeiten zum Selbstzweck erhebt. Er handelt vielmehr vom Guten im Menschen, das es nicht immer leicht hat gegen das Schlechte zu bestehen. Trotz seiner Tragik und manch brutal-schauerhafter Szene vermittelt er eine positive Geschichte, die sich Zeit nimmt uns ihre Charaktere nahe zu bringen und die dem Zuschauer mittels vieler Details und Nebenhandlungen die ewig bestehenden gesellschaftlichen Abhängigkeiten von Gut und Böse, Wollen und Können, Sollen und Müssen darlegt. Dieser Film ist zutiefst menschlich und rührt deshalb an. Und er vollbringt das in einer ungewöhnlichen, sehr sehenswerten Art.

Der Patriot

USA 2000

Regie: Roland Emmerich

Hamburg, 01.07.2000

Von Groschenheften trivialer und literarischer Qualität.

Triviale Stoffe in spektakuläre Realfilm-Abenteuer verwandeln, ja, das liegt ihm. Mit Science-Fiction-Visionen und Monster-Thrill Geld machen kann er, hat er bewiesen. Wie ein roter Faden ziehen sich Streifen dieser Genres durch seine bemerkenswerte Karriere, die ihn längst in Tinseltown wirken lässt. »Das Arche Noah Prinzip«, »Moon 44«, »Universal Soldier«, »Star Gate« und die Kassenschlager »Independence Day« und »Godzilla« (die Liste ist unvollständig) sind Werke aus seiner Feder und unter seiner Federführung. Und nun ein neues Produkt von – Sie haben es bestimmt erraten – Roland Emmerich. Allerdings überrascht uns der Schwabe, der diesmal in einer Doppelfunktion als Regisseur und ausführender Produzent wirkte, ab dem 3. August [2000] mit etwas völlig Unerwartetem. Würde ich jetzt behaupten, es handele sich nicht um einen politisch korrekten Thriller, nicht um ein Adventure in Gegenwart oder Zukunft und auch nicht um einen Horrorstreifen, in dem ein Held die USA oder gar den Globus von schaurigen Kreaturen befreit, dann würde dies nicht wirklich zutreffend sein. »Der Patriot«, so der interpretationsfreudige Titel des 159 Minuten währenden Films, vereint Elemente all dieser Sujets, aber eben ganz anders als vermutet. Da selbst das Filmplakat mit dem Konterfei Mel Gibsons keinen Hinweis auf den Inhalt gibt, assoziiert der Kinogänger vollkommen daneben. Und wen wundert's, denn Emmerich haftet so sehr das Image des geschäftstüchtigen Spezialisten für leicht verdauliche Action-Glamour-Ware an, dass sich wohl niemand etwas Gehaltvolleres von ihm vorstellen kann. Doch weit gefehlt! Der Mann für kurzlebige Kassenknüller hat einen Film in Szene gesetzt, der einen wichtigen Abschnitt der amerikanischen Geschichte als Rahmen für eine ebenso zeitlose wie aktuelle Botschaft wählt. Er zeigt das Schicksal einer Familie in South Carolina während des Unabhängigkeitskrieges von 1776.

Die Idee für den Stoff kam Drehbuchautor Bob Rodat und Produzent Mark Gordon bereits 1996 nach ihrer Arbeit an Spielbergs »Saving Private Ryan«. Rodat faszinierte das Thema, wobei schon früh klar war, daß es lediglich als Hintergrund und Katalysator für menschliche Schicksale dienen sollte. Das Skript wurde Emmerich und seinem Partner und Produzenten Dean Devlin angeboten, mit dem Hintergedanken, dass ein begabter Regisseur, für den dieser Stoff absolutes Neuland wäre, vielleicht etwas Brillantes daraus machen würde. Emmerich bestätigte, dass er selbst nie daran gedacht hätte, je einen Film über die amerikanische Revolution zu drehen, doch ihn und Devlin bewegte das Drehbuch wie kaum ein anderes zuvor. Beide hatten erkannt welches Potential im Hinblick auf Drama, Pathos, Humanität und zu guter Letzt bedeutenden historischen Elementen in dieser Vorlage steckte. Nun galt es, das Skript in ein entsprechend gehaltvolles filmisches Werk umzusetzen.

Längst unterhält Emmerich, gemeinsam mit seiner Schwester Ute und Dauerpartner Devlin eine eigene Produktionsfirma, die Centropolis Entertainment Group, die als Multi-Sparten Company die Entwicklung und Produktion von Projekten in Medienbereichen wie Film, TV, Musik und Publishing betreibt. Damit erweisen sich der Württemberger und seine engsten Mitstreiter als Vollprofis mit unternehmerischem Weitblick, denn ihr geschlossener Auftritt als Mehrfachdienstleister sichert ihnen weitgehende Handlungsfreiheit bei der Verwirklichung von Aufträgen. Es verwundert also nicht, daß Centropolis für dieses Projekt einen ausgezeichneten Stab um sich gruppieren konnte. Viele der Verantwortlichen der einzelnen kreativen Departments der Crew haben bei namhaften Produktionen ihre Erfahrungen gesammelt, sind mehrfach preisnominiert oder gehören gar zum elitären Kreis der OSCAR®-besitzenden Spitzenkräfte der Branche, und das spiegelt sich in der Qualität des Films.

Auch mit der Besetzung beweist Emmerich eine glückliche Hand. Mel Gibson ist dabei der bekannteste Mime des Ensembles und er bestätigt mit seiner Leistung einmal mehr seinen darstellerischen Ausnahmestatus unter den Top-Schauspielern Hollywoods. Gibson überzeugt als Benjamin Martin, ein verwitweter Farmer, der seine sieben Kinder (im Alter zwischen 18 und 2 Jahren) allein groß zieht. Friedlich und idyllisch beginnt der Film, doch der Krieg wirft seinen Schatten voraus: die Kolonien werden sich gegen die englische Krone erheben. Das ist die Ausgangssituation und zugleich der Katalysator, denn Benjamin, der in jungen Jahren während des Französisch-Indianischen Krieges ein gefürchteter Krieger war, hat sich inzwischen zu einem pazifistischen Bauern entwickelt, dem es - und dies bildet das für jedermann nachvollziehbare Motiv dieser Figur - in erster Linie um das Wohl seiner Nachkommen und die Prosperität seines Besitzes geht. In Anbetracht des Krieges entstehen nun zwangsläufig persönliche Konflikte, innere wie äußere. So zunächst der Generationenkonflikt, als Benjamins ältester Sohn Gabriel sich gegen des Vaters Mahnungen für die Armee registrieren lässt. Es dauert nicht lange und die von Benjamin vorausgesagte Situation trifft ein: die Kämpfe toben um seinen Hof. Die Engländer (hier besonders der als abgrundtief böser Antagonist perfekt besetzte Jason Isaacs in der Rolle des Colonel Tavington) brennen ohne viel Federlesens Benjamins Haus nieder, nehmen Gabriel gefangen, nur um ihn zu einem späteren Zeitpunkt zu exekutieren und erschießen den zweitältesten Sohn vor den Augen der gesamten Familie. An diesem Punkt lassen sich die pazifistischen Prinzipien Benjamins nicht länger aufrecht erhalten. Er kann nicht anders als aktiv werden: er befreit Gabriel und rekrutiert mit ihm eine Miliz, die unter seiner Führung parallel zu den regulären Truppen guerillaartig gegen die englischen Streitkräfte operiert.

Fortan erlebt der Zuschauer ein Lehrstück, nicht allein über die grausame Sinnlosigkeit eines (jeden) Krieges, sondern auch über die unvermeidbare Dynamik der Eskalation von Hass und Vergeltung, in deren Verlauf jedwede Barmherzigkeit ihre Bedeutung verliert und nur noch des Feindes

**Filmbesprechungen von Oliver Schumann
bis einschließlich 2005**

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

Tod und Vernichtung angestrebt werden. Als Teil dieser Dynamik ist übrigens auch Benjamin Martin nicht vor einer entsprechenden Verrohung gefeit. Emmerich gelingt es eindringlich, die Zwangsläufigkeit und Verselbständigung in der Mechanik kriegerischer Auseinandersetzungen darzustellen. »Der Patriot« wird zu einem Historien Gemälde, das in der gebotenen Komplexität großes Mainstream-Kino ausmacht. Der Unterhaltungswert des Films ist so hoch, weil er neben akkuraten historischen Gegebenheiten auch eine sehr menschlich private Ebene illustriert, auf der die ganze emotionale Bandbreite sozialer Interaktionen zum Ausdruck kommt. Der Plot ist weniger als eine Parabel auf den patriotischen Heroismus amerikanischer Prägung zu verstehen, sondern vielmehr als Mahnung gegen menschliche Aggression und Destruktivität, wobei er im ewigen Kampf zwischen Gut und Böse für das Gute einsteht und - geschichtlich (und dramaturgisch) richtig - ein unter Opfern erlangtes glückliches Ende bereithält. Emmerich hat ein Stück episches Kino geschaffen, das der perfekten Machart und dem intensiven Unterhaltungswert die Treue hält.

Shaft

USA 2000

Regie: John Singleton

Hamburg, 15.04.2000

Fast 30 Jahre nach dem Original kehrt SHAFT auf die Leinwand zurück. Damals, 1971, war der actiongeladene Streifen über einen schwarzen Polizisten im Kampf gegen Kriminalität und Korruption in N.Y.C. die absolute Sensation und begründete ein neues Genre. Das kann der neue John Shaft (Samuel L. Jackson, »Pulp Fiction«) kaum vollbringen, aber was wir zu sehen bekommen ist knallharte Cop-Action vom Feinsten, spannend und cool von der ersten bis zur letzten Minute: kurz nach dem Mord eines schwarzen Studenten vor einem Restaurant verhaftet Shaft den mutmaßlichen Täter Walter Wade (Christian Bale, »American Psycho«). Der arrogante Yuppie kommt auf Bewährung frei und flieht nach Europa. Zwei Jahre später: Shaft gelingt es mit einem Trick den Flüchtigen bei seiner heimlichen Einreise erneut festzusetzen. Doch wieder entscheidet der Richter auf Bewährung. Damit beginnt Shaft's unerbittlicher Kampf um Gerechtigkeit. Doch muss er auf seinem Weg zum Triumph zunächst so manchen Gegenspieler ausschalten, seien es korrupte Kollegen oder einen gekränkten Drogenbaron samt Gang. Treue Unterstützung erhält Shaft von Kollegin Carmen (Vanessa Williams) und Kumpel Rasaan (Busta Rhymes).

Ein Kompliment an Regisseur John Singleton (»Boyz n the Hood«), dem es mit dieser geglückten Mischung von gesellschaftskritischer Story, kompromissloser Härte und hipper Coolness gelingt, an die Originalität der Urfassung anzuknüpfen. Übrigens tritt der zur Legende gewordene erste Shaft (Richard Roundtree) als »Onkel John« auf und auch der groovige Titelsong von damals (von Isaac Hayes) fetzt wie schon 1971.

Boiler Room

Deutsch: Risiko – Der schnellste Weg zum Reichtum), USA 2000

Regie: Ben Younger

Hamburg, 15.04.2000

Der deutsche Titel ist denkbar schlecht gewählt für eine Geschichte, die aus der Sicht von Abzockern erzählt wird, die anderen Menschen das Geld aus der Tasche locken und zwar ohne dabei ein großes Risiko eingehen zu müssen. Mit der englischen Betitelung »Boiler Room« ist wesentlich exakter bezeichnet, worum es geht, und wo das Herz dieser Erzählung schlägt, die sich um das Schicksal des 19jährigen Seth baut: Der Boiler-Room ist der Raum einer Marketing Firma, in dem in einer brodelnden Arbeitsatmosphäre (man denke an die Börse) viel Geld per Telefon gemacht wird.

Aber der Reihe nach: Seth (Giovanni Ribisi, »Saving Private Ryan«) erzählt uns in einer langen Rückblende, wie sich sein Leben entscheidend verändert. Er betreibt – anstatt aufs College zu gehen – sehr geschäftstüchtig eine kleine, gleichwohl illegale Spielhölle in seiner Wohnung in Queens. Als sein Vater (Ron Rifkin, »L.A. Confidential«), ein höherer New Yorker Richter, davon erfährt und seinen Sohn unter Druck setzt, kommt Seth die Bekanntschaft mit dem superreichen Broker Greg (Nicky Katt, »The Limey«) wie gerufen. Er lässt sich schnell von ihm überzeugen, bei der kleinen Brokerfirma »J.T. Marlin« einzusteigen. Dort winkt nicht nur das wirklich große Geld in kürzester Zeit, sondern Seth erhofft sich durch sein Engagement in dem neuen, vermeintlich anständigen Job vor allem endlich die Anerkennung durch seinen Vater, die er im tiefsten Inneren seit langem vermisst. Seth wird Trainee bei »J.T. Marlin« und startet eine steile Karriere. Er gewinnt sogar die Zuneigung von Abbey (Nia Long, »Stigmata«), der Rezeptionistin und einzigen Frau in der Firma. All seine Hoffnungen scheinen sich zu erfüllen, bis er beginnt das System des Jobs zu hinterfragen.

Das beeindruckende Debüt von Autor und Regisseur Ben Younger zeigt uns eine Welt, die im Verborgenen blüht: Die Welt der ehrgeizigen Nachwuchsbroker in ihren Telefonmarketingfirmen. Hier, wo nur Leistung und unbedingte Loyalität zählen, werden junge Männer durch ihren Hunger nach dem schnellem Mega-Reichtum in von der Außenwelt abgeschlossenen Bruderschaften herangezogen, bei denen Moral und Ethik leicht auf der Strecke bleiben, und die Dynamik des erzwungenen Erfolges die Frage nach dem Wie und Warum vergessen macht. »Risiko« ist ein solide gearbeiteter Film, der neben seinen interessanten Einblicken in eine wenig bekannte, grotesk wirkende Businesswelt auch und ganz besonders die Ebene des Menschlichen behandelt. Darin geht es um eine Vater-Sohn-Beziehung, um das Verhältnis zwischen Geld und Moral, um die Manipulation von jungen Menschen in einer Gesellschaft, in der Ehre und Ansehen zunehmend über das Volumen des Bankkontos definiert werden. Doch der Traum vom schnellen Reichtum erfüllt sich immer nur auf zwei Arten: entweder man riskiert einen Einsatz und gewinnt (egal ob im Lotto

**Filmbesprechungen von Oliver Schumann
bis einschließlich 2005**

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

oder beim Glückspiel), oder man arbeitet mit kriminellen Methoden auf Kosten anderer (egal ob per Diebstahl oder Betrug). Dieser Film handelt definitiv vom Letzteren.

House on Haunted Hill

USA 1999

Regie: William Malone

Hamburg, 15.04.1999

"Es ist eine echte, reine Horror-Geschichte, sozusagen der klassische Setup für eine Geisterhaus-Erzählung. Fünf Fremde, ein Haus mit einer fürchterlichen Vergangenheit, Leute, die eine Nacht überleben müssen, – es ist einfach eine tolle Story, die mit Flair erzählt wird." Dieses Zitat von Joel Silver, der neben Robert Zemeckis als Produzent zeichnet, sagt eigentlich schon alles über diesen Gruselschocker, der den vielen Varianten der erwähnten klassischen Ausgangssituation eine weitere hinzufügt. Es handelt sich um ein Remake des gleichnamigen Werkes aus dem Jahre 1958, das seinerzeit von William Castle in Szene gesetzt wurde. Castle war ein enthusiastischer Filmmacher, der das Horror- und verwandte Genres über rund 30 Jahre hinweg mit 65 Spielfilmen bediente. So mag es denn auch kaum überraschen, dass, neben den Produzenten, ebenso William Malone, der Regisseur dieser Neuauflage, ein Fan des alten William Castle ist. Neu an seiner Fassung sind (natürlich) ihr zeitgemäßes Erscheinungsbild und die so häufig beschworenen Spezialeffekte, deren Möglichkeiten eine Geschichte heutzutage »in eine andere Dimension von Entertainment« liften können, um noch einmal mit Joel Silver's eigenen Worten zu sprechen. Gewiss, ohne ein solches Bemühen machte es kaum Sinn, diese so oft gezeigte Plotstruktur aufzugreifen und abermals zu variieren. Doch das Ergebnis wird der ambitionierten Absicht nicht gerecht: Den Ausgangspunkt bildet die kuriose Platzierung einer Geburtstagsfeier, die Stephen Price (Geoffrey Rush, »Shine«), ein mit allen Tricks bewandelter Vergnügungspark-Tycoon, für seine Frau Evelyn (Famke Janssen, »GoldenEye«) in einer verfallenden, ehemaligen Anstalt für straffällig gewordene Wahnsinnige organisiert. Die fünf attraktiven Gäste, die sich abends zur Party einfinden, sind dem (sich überdrüssigen) Ehepaar nicht bekannt. Dennoch beginnt eine Nacht voll makabrer Ereignisse, bei denen man sich längst nicht sicher sein kann, wer eigentlich dahintersteckt. Der Zuschauer wird mit manch unerwarteter Wendung überrascht und doch ist von vornherein klar, dass das große Böse im Gemäuer selbst steckt, und dass es vermutlich nur einer einzigen Person der Geburtstagsgesellschaft beschieden sein wird, die Nacht lebend zu überstehen. Zudem sind es ausgerechnet die Spezialeffekte des unvermeidlichen Showdown, die wenig überzeugen. Hätte man diesen Film jedoch schon 1958 zeigen können, dann wären die Zuschauer vermutlich schreiend aus dem Kino gerannt.

Playing by Heart

USA 2000

Regie: Willard Carroll

Hamburg, 01.03.2000

Mit »Playing By Heart« kommt ein wunderschöner Ensembl-Film über die Liebe in unsere Kinos. Alle KinogängerInnen mit romantischer Veranlagung, denen das Thema Liebe eine ernste Herzensangelegenheit ist, werden mit dem Werk von Autor und Regisseur Willard Carroll auf intelligente Weise gefühlvoll unterhalten. Carrolls Anspruch war kein geringer: Er wollte einen Film drehen, der unterschiedliche Aspekte der Liebe darstellt, nämlich wie es ist diese zu finden, sie zu halten und sie zu verlieren. So erkundet er in seiner Umsetzung verschiedene Spielarten der Zuneigung und die dabei auftretenden emotionalen Kräfte in ihren Auswirkungen auf das alltägliche Leben in einer Großstadt der Gegenwart (hier Los Angeles von seinen hübschesten Seiten). Carroll wählte die Erzählstruktur eines Ensembl-Dramas, das dem Zuschauer elf Personen über einen Zeitraum von acht Tagen und Nächten in parallel erzählten, gut getimeten Geschichten näher bringt. Die elf Protagonisten, die zu Beginn des Films nach und nach mit nur ihren Vornamen (per Einblendung) vorgestellt werden, stehen oder treten meist paarweise miteinander in Beziehung und reflektieren durch ihr unterschiedliches Alter ein entsprechend breit gefächertes Spektrum diverser Lebenssituationen. Die einzelnen Begebenheiten sind zwangsläufig ausgesprochen individuell, doch teilen sie letztlich immer die eine Suche: jene nach Wesen und Ausdruck der großen, verbindenden Emotion. Dafür offeriert das Drehbuch für jede Rolle einen fein herausgearbeiteten Charakter mit Anspruch und Tiefgang. Es sind Rollen, für die Schauspieler »töten würden«, wie Meg Liberman es ausdrückte, die als Produzentin für das Casting verantwortlich zeichnete. So wundert es nicht, dass der Liebesreigen mit erstklassigen Darstellern besetzt wurde, die sich zudem optimal ergänzen bzw. zueinander passen. Unter ihnen finden sich Gena Rowlands, Sean Connery, Dennis Quaid, Madeleine Stowe und Angelina Jolie, um nur einige zu nennen; für Carroll erfüllte sich mit der Besetzung – nach eigener Aussage – ein Traum. Mithilfe eines ebenso hochkarätigen Mitarbeiterstabes (unter ihnen Vilmos Zsigmond (Kamera) und John Barry (Musik)) ist ein sensibles, warmherziges und nicht zuletzt humorvolles Kaleidoskop menschlicher Beziehungen entstanden, das sich im Verlauf der Ausleuchtung aller Verhältnisse als unerwartet verwoben entpuppt und romantisch happy endet.

Erin Brockovitch

USA 2000

Regie: Steven Soderberg

Hamburg, 01.03.2000

Der Titel des Films scheint ein bisschen nichtssagend und doch passt er, so wie das Licht auf die Kinoleinwand: Julia Roberts spielt eine Frau die tatsächlich existiert, und mit ihrer wahren Geschichte erleben wir den amerikanischen Traum vom erfolgreichen Kampf um Gerechtigkeit und dem Sieg eines Underdog gegen die Übermacht. Das »Aschenputtelmärchen«, das sich Mitte der 90er Jahre in Kalifornien zugetragen hat, ist eines, wie man es so vielleicht nur in Amerika finden kann: Erin Brockovich, eine 2-fach geschiedene Mutter 3-er kleiner Kinder, steckt gewaltig in der Klemme. Sie hat keine Arbeit und ihre Reserven an Kraft und Geld sind endgültig erschöpft, nachdem sie einen Prozess wegen eines Autounfalls verliert. Doch Erin gibt so schnell nicht auf. Sie erhält einen Job als Hilfskraft in der Kanzlei von Ed Masry (Albert Finney), jenem Anwalt, der sie bei ihrer Schadenersatzklage vertreten hat. Erin ist zwar ungelernt, doch vor allem absolut selbstbewusst und schlagfertig, zudem intelligent und aufmerksam. So gelingt es ihr sich zu behaupten und es dauert nicht lange, bis sie in einigen Akten auf Ungereimtheiten stößt, die ihren detektivischen Ehrgeiz entfachen. Damit beginnt ein Kampf von David gegen Goliath: Erin wird ihren Boss Ed überzeugen, gegen ein milliardenschweres Versorgungsunternehmen anzugehen, welches durch vertuschte Grundwasserverschmutzung die Gesundheit hunderter von Menschen ruiniert.

Das Leben erzählt die besten Geschichten! Doch dieser Film über die »Karriere« Erin Brockovitchs fesselt nicht nur von der ersten bis zur letzten Minute, auch die Umsetzung des Stoffs von Regisseur Steven Soderberg (The Limey), nach dem Drehbuch von Susannah Grant, ist Dank der harmonischen Besetzung absolut gelungen. Dass Julia Roberts im Vordergrund steht (sie erscheint in jeder Szene des Films!) liegt in der Natur der Story, doch allen Befürchtungen zum Trotz wird man ihrer nicht überdrüssig, und das nicht nur aufgrund ihres attraktiven Äußeren. Es liegt vor allem am Charakter der Erin, er weckt das Interesse des Zuschauers am Schicksal dieser Frau, und es macht Spaß dem zu folgen. Unter anderem, weil Erin so entwaffnend direkt ist, dass ihr loses Mundwerk (hart an der Grenze der Vulgarität) ihre Gegner oft sprach- und wehrlos macht. Wohl auch, weil sie sich schrill aufreizend kleidet und dadurch erfrischend unangepasst bleibt. Oder weil sie hart mit sich selbst ist und sich in einem Maß für ihre Arbeit engagiert, dass sogar die Belange ihres Privatlebens zurückstehen müssen. Vor allem aber auch, weil sie eine Frau mit viel Herz und Einfühlungsvermögen ist. Der Film bietet eine bunte Palette an Unterhaltung, was nur zu leicht vergessen macht, dass es sich ja um tatsächliche Gegebenheiten handelt. Der Stil des Films entspricht den Vorgaben einer großen Studioproduktion und zeigt doch viel Dokumentarisches. Er ist erstklassig inszeniert und wirkt dabei ausgesprochen untheatralisch und naturalistisch. Julia Roberts wird für gut 2

**Filmbesprechungen von Oliver Schumann
bis einschließlich 2005**

<http://www.film-und-politik.de/html/filme.html>

1/4 unterhaltsame Stunden zur Erin Brockovich. Die echte Erin war, ist und bleibt eine bemerkenswerte, unkonventionelle Persönlichkeit. Sie arbeitet inzwischen mit Ed Masry an neuen Fällen...

Hotel Rwanda

Kanada, GB, Italien, Südafrika 2004

Regie: Terry George

Hamburg, 08.03.2005

Es gibt Filme, die sind spannend, erschütternd, gut gemacht und erzählen von authentischen Heldentaten, Filme also, die absolut sehenswert sind und die dennoch ungewürdigt bleiben (was Filmpreise angeht). "Hotel Rwanda" ist so eine Perle. An Nominierungen auf diversen Festivals – u.a. drei Oskar-Nominierungen – mangelte es nicht. Allein die südafrikanisch-britisch-italienische Co-Produktion hat leider (noch) keine wichtige Auszeichnung gewonnen. Woran liegt's? Möglicherweise an der großen menschlichen Tragödie und den weltpolitisch beschämenden Implikationen, die die Rahmenhandlung bilden? Erzählt wird die wahre Geschichte des Hotelmanagers Paul Rusesabagina (Don Cheadle) und seiner Familie. Paul arbeitet als Hotelmanager im 4-Sterne Hotel "Mille Collines" in Kigali, der Hauptstadt Ruandas, als in der Nacht auf den 07. April 1994 der Völkermord der Hutu an den Tutsi seinen Anfang nimmt. Unerbittlich und grausamst schlachten die Hutu-Extremisten jeden Tutsi ab, der ihnen in die Hände fällt, und sie machen auch vor gemäßigten Angehörigen des eigenen Stammes, zu denen Paul zählt, nicht Halt. Von der Weltöffentlichkeit unbeachtet steigt die Opferzahl schnell an. Die ohnehin wenigen UN-Truppen vor Ort werden zudem fast ganz abgezogen; Ruanda wird sich selbst überlassen, der Westen schaut weg. Erst Mitte Juli 1994, als es Tutsi-Rebellen gelingt Kigali einzunehmen, kann der Genozid beendet werden. Im Lauf von 100 Tagen wurden fast eine Million Ruander ermordet!

Der Film schildert die Ereignisse dieser Tage aus der Sicht von Paul. Durch seinen Mut, sein diplomatisches Geschick, seine große Humanität und seine Zuversicht konnte er 1268 Menschen, die auf dem Gelände "seines³ Hotels Zuflucht gesucht hatten, vor dem sicheren Tod bewahren. Der Schrecken des Films entsteht eher vor dem geistigen Auge, denn es werden keine blutige Metzereien gezeigt. Er ist also weniger Horrorstreifen, als vielmehr bestürzendes Drama, Zeitdokument und Mahnung zugleich. Und er bietet Erlösung in Anbetracht der Taten von Menschen wie Paul, der heute mit seiner Familie in Belgien lebt.